

Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 14.

Donnerstag, den 30. März.

1854.

Und schlimmer noch kann's werden; immer ist's — Noch nicht am schlimmsten, so lange wir noch können —
Ausrufen! Mit mir steht's am schlimmsten! (Shakespeare, König Lear.)

Das Fräulein von Langeland.

Aus dem Leben einer Schauspielerin mitgetheilt

von

Anna Löhn.

(Schluß.)

Für meine Mutter schien ich nicht mehr zu exi-
stiren. Vielleicht hatte sie meine Spur nicht ent-
decken können, denn ich hatte meinen Namen ver-
kürzt und nannte mich anstatt Fräulein von Lange-
land Mademoiselle Lange. Doch wurde mir jetzt
das Getrenntsein von der Mutter immer schmerz-
licher. Wohl ahnte ich, daß ich ihre Liebe
verloren hatte, aber ihre Verzeihung wollte ich
erringen. Hatte ich sie doch nur aus Lust zum
Theater verlassen und hatte sie selbst doch einst
den ersten Grund zu dieser Liebe gelegt. Ich
schrieb an sie, erhielt aber keine Antwort.

Da drängte sich ein anderes Ereigniß dazwischen
und ließ meine Sehnsucht nach ihrer Verzeihung
für einige Zeit in den Hintergrund treten.

Ich lernte meinen Mann kennen.

Diese Bekanntschaft begann sehr eigenthümlich.

Mein Mann war nichts weniger als hübsch,
ein fader Blondin, lang und hager und für einen
jungen Mann und Tenoristen gar zu steif und
pedantisch.

Alle Schauspieler machten sich über ihn lustig,
wenn er auf die Probe kam; gewöhnlich in einem

langen Oberrock, wie er damals Mode war, und
Sporen angethan, obgleich er niemals ritt.

Dabei schien sein Benehmen und seine Miene
zu sagen: ich wundere mich sehr, wie Ihr lachen
könnt, da ich doch gar nichts Lächerliches an
mir habe.

Ich blieb hinter den übrigen Spöttern nicht
zurück und versäumte keine Gelegenheit ihm über
seine Sporen, die oft beim Gehen in dem langen
Rocke hängen blieben, etwas Angenehmes zu sagen.

Dem ohngeachtet schien der sonst achtungswerthe
junge Mann Wohlgefallen an mir zu finden. Es
freute ihn sogar, als er mir eines Abends seine
Begleitung aus dem Theater nach Hause anbot,
von mir mit den Worten zurückgewiesen zu werden:
„ich dulde niemals Herrenbegleitung!“ Dies war
die Wahrheit. Das ehr- und sittsamste Bürger-
mädchen hätte nicht eingezogener leben können,
als ich beim Theater. So gering mein Gehalt auch
noch war, hielt ich mir doch stets des Anstandes
halber ein Dienstmädchen, die Abends meine stete
Begleiterin war. Gesellschaften und Bälle besuchte
ich nie.

Bald neckte man mich unter den Kollegen und
Colleginnen mit dem jungen Tenoristen, denn seine
Verehrung für mich wurde immer unverhohlener.
Noch wenige Tage vor unsrer Verlobung hatte ich
jene Neckereien mit dem Worten erwidert: „den
langen Esel heirathe ich nicht.“

Wenige Tage darauf trat der lange Esel bei mir ein und bat mich mit so rührender Verlegenheit um ein Viertelstündchen Gehör, daß ich es ihm gewährte. Nach mehrmaligem Abbrechen mitten in der Rede, nach öfterm Räuspern und Husten brachte er seinen Antrag heraus.

Er wollte mich heirathen.

Ich war mir in dieser Situation einem jungen Manne gegenüber so fremd, daß ich nichts weiter sagen konnte, als: „ich habe noch eine Mutter und müsse dieselbe erst fragen. Bis dahin aber könne ich ihm nicht erlauben, mein Haus zu betreten. Ich schrieb abermals an meine Mutter und erhielt abermals keine Antwort. Der junge Tenorist wollte verzweifeln, so weit der Anstand es erlaubte.

Endlich nach langer banger Erwartung, in welcher Zeit ich Gelegenheit hatte, zu beurtheilen, daß G. . . . mich wahrhaft liebte, kam der ersehnte Brief. Meine Mutter schrieb in kurzen Worten, sie wolle meinem Glück nicht im Wege stehen und wünsche mir alles Gute in meiner Ehe.

Von allem Uebrigen, was zwischen uns vorgefallen war, erwähnte sie trotz meiner innigen Bitte um Verzeihung, kein Wort.

Mehr aus dem Gefühl des Verlassenseins, das mich beim Lesen des Briefes meiner Mutter recht schmerzlich überkam, reichte ich dem wackeren G. . . . meine Hand. Liebe fühlte ich damals nicht für ihn.

Meine dürftige Ausstattung nähte ich mir, als ich schon verheirathet war, selbst und schaffte sie theils von meiner, theils von meines Mannes Gage, die das Doppelte meines Gehaltes betrug, nach und nach an.

Welch' ein Abstand gegen früher! Wie hätte ich das noch vor zwei Jahren für möglich gehalten!

Bald verließen wir Altenburg und seine Truppe und gingen in die Schweiz, wo mein Mann bei einem der größern Theater eine vortheilhafte Anstellung gefunden hatte. Sein Tenor war, wenn auch nicht kräftig, doch weich und angenehm.

Mit welchen Gefühlen ich die Schweiz wieder betrat, ist schwer zu beschreiben. Mein guter G. . . . half mir über die schmerzlichsten Erregungen treulich hinweg durch seine liebevolle Theilnahme und sanften Trostzufluch.

Von meiner Mutter wußte ich schon aus ihrem Briefe, daß sie die Schweiz längst verlassen und sich wieder nach Berlin übergesiedelt hatte, wo sie trotz ihrer sehr geschmälerten Einkünfte, selbst wenn sie auf Reisen war, stets eine große schöne Wohnung bezahlte. Niemals war sie dahinzubringen ein solches oft Jahre lang leerstehendes Logis aufzugeben.

Von der Schweiz aus versuchte ich auch Nachricht von meinem guten, herrlichen Vater zu erlangen. Nach vielen Bemühungen erfuhren wir, er sei zu Paris an der Cholera gestorben, welchen neuen herben Verlust ich an der treuen Brust meines Gatten beweinte.

An den Theatern, wo wir jetzt fungirten, konnte meine Thätigkeit nur eine sehr untergeordnete sein. Meine gänzliche Talentlosigkeit für die Bühne stellte sich hier recht heraus und an die Stelle einer durch vieles Spielen mühsam errungenen Routine trat bald meine frühere große Schüchternheit.

Ich spielte unbedeutende junge Frauen, nichts-sagende Kammerfrauen, wortfarge Anstandsdamen und bezog eine verhältnißmäßige kleine Gage.

Mein Mann dagegen stand sich recht gut, so daß ich jene Zeit die beste für uns nennen kann. Freilich wühlte der Schmerz über das fortwährende Grollen der Mutter heftig in meiner Brust. Ich hatte nun selbst zwei liebe Kinder und konnte es nun um so weniger begreifen, wie ein Mutterherz dem reinigen Kinde so lange zürnen könne.

Die Geburt der Kinder war ihr, jedesmal von der Bitte um Verzeihung begleitet, mitgetheilt worden. Sie war Pathe zu meinem Knaben, ich hatte an ihrer Stelle die Pflicht übernommen, sie sandte den Kindern schöne und reiche Geschenke, allein das beste Geschenk, sich selbst, enthielt sie uns noch immer vor.

Wir waren am Theater in Zürich. Mein guter Mann hatte mir ein Logis mit Garten und köstlicher Aussicht gemiethet. Dort saß ich eines Abends mit meiner kleinen kaum einjährigen Malvine und sah mit Entzücken und Wehmuth in die herrliche Gegend hinaus.

Mein Mann war im Theater beschäftigt, mein Erstgeborner spielte am andern Ende des Gartens unter Aufsicht des Dienstmädchens.

Da schreckte mich aus meinen Träumen mein eigener Name auf. Mein eigener Name, von einer Stimme genannt, die jedem Kinde die liebste ist.

„Malvine!“ sprach meine Mutter, die dicht hinter mir stand und ihre Hand auf meine Schulter gelegt hatte.

„Mutter! Mutter!“ rief ich jauchzend und lag in demselben Augenblicke, in den Armen mein Kind haltend, laut weinend zu ihren Füßen.

„Ich wollte doch Deine Kinder sehen,“ fuhr meine Mutter fort, indem sie mich aufhob, und eine Thräne, die erste, die ich sie weinen sah, über ihre Wange rollte.

Meine Mutter lebte von nun an immer bei uns. Sie liebte ihre Enkel sehr und konnte meinem guten Manne ihre Achtung nicht versagen.

Ich bemerkte bald, daß sie während der Zeit der Trennung von mir bedeutend gealtert hatte.

Da sie sich nun entschlossen hatte, ganz bei uns zu bleiben, vermochten wir sie endlich auch, ihr Logis in Berlin aufzugeben.

Sie verließ uns, um in ihre Vaterstadt zu reisen und ihre Angelegenheiten zu ordnen.

Mehrere Monate vergingen jedoch nach dieser Abreise, ohne daß wir erfuhren, ob die Mutter in Berlin angekommen sei und wie sie sich befände, obgleich sie mir heilig versprochen hatte, sofort nach ihrer Ankunft zu schreiben.

In meiner Unruhe sandte ich endlich einen Brief an sie ab, aber nach längerer Zeit kam derselbe uneröffnet zurück.

Unsere Angst um die Mutter wurde immer größer.

Endlich beschloß ich an die Hausleute in Berlin zu schreiben, die meine Mutter stets zu bezahlen pflegte, damit sie das unbewohnte Logis hin und wieder lüfteten und in ihrer Abwesenheit in Ordnung erhielten.

Dieser Brief blieb ebenfalls unbeantwortet, und da bereits mit diesem Schreiben und dem Warten auf Antwort zwei Monate vergangen waren, faßte ich den Entschluß, selbst nach Berlin zu reisen und mir Aufklärung und Gewißheit über das Schicksal der Mutter zu verschaffen. Diese Trennung von meiner Familie wurde mir um so schwerer, als auch das Loos meines guten Mannes zu dieser Zeit

schwankte. Der Direktor, bei dem wir engagirt waren, drohte, sich insolvent zu erklären, und G.... war eben im Begriff, sich nach einem andern Engagement umzuthun.

In dieser unsichern Lage mußte ich die Meinigen zurücklassen, einen vielbeschäftigten Mann mit zwei kleinen, der Mutter noch allzubedürftigen Kindern! Doch mein Mann drängte mich selbst zur Abreise, und das nöthige Geld wurde nicht ohne viele Mühe herbeigeschafft. — Wie aber übertraf die Wirklichkeit an Graus und Jammer meine Befürchtungen! Ich schaudere, wenn ich daran denke.

Ich kam nach Berlin, eilte in das Logis meiner Mutter, wo ich alles in Unordnung und Verwirrung fand und in einem Winkel des entferntesten Zimmers ein Wesen, das ich endlich, o Schrecken! für meine Mutter anerkennen mußte!

Sie war leidend nach Berlin gekommen und in kurzer Zeit hatte sie dreimal hinter einander der Schlag gerührt. Beim dritten Male hatte er ihr Gehirn getroffen und die Unglückliche war wahnsinnig geworden.

Verzeih mir Leser, wenn ich so schnell als möglich über die entsetzliche Scene dieses Wiedersehens hinwegteile. Denke, was eine Tochter fühlen muß, wenn ihr die früher geistvolle, feingebildete Frau, die sie stolz sein konnte, ihre Mutter zu nennen, die sich in den vornehmsten Zirkeln elegant und imponirend zu bewegen gewöhnt war, — jetzt, nach so kurzer Zeit, auf allen Vieren kriechend, ekelregend, heulend und verwildert, eher einem Thiere, als einem Menschen ähnlich — entgegenkommt.

Ich begreife nicht, wo ich damals die Kraft hernahm, dem Schmerze nicht zu unterliegen.

Meine Mutter kannte mich nicht; in den hellsten Augenblicken beklagte sie sich nur über die Hausleute, die sie mehremale in ihren Wuthanfällen jämmerlich gemißhandelt hatten.

Welch ein Graus! Jene fühllosen Menschen hatten nicht einmal einen Arzt herbeigerufen, weil sie fürchteten, ihre schändliche Veruntreuung des Eigenthums meiner Mutter, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, würde dadurch eher entdeckt werden.

Alle Preziosen waren auf dem Reichthume,

schönes, werthvolles Geschirr zerschlagen, die Meubel in einem entsetzlichen Zustande, von Wäsche kaum eine Spur mehr.

Trostlos irrte ich in den ehemals wohlerhaltenen, bekannten Räumen umher. Meine Mutter hatte ich vor allen Dingen in ein Krankenhaus bringen lassen, wo ich zwei starke, große Frauen zu ihrer Pflege hielt, da sie in ihren Wuthanfällen furchtbar war.

Ich nahm einen Rechtsbeistand an, um eine Klage gegen die betrügerischen Hausleute zu erheben, aber der Mann war so klug mir davon abzurathen, indem er sehr richtig bemerkte: wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren. Und das war bei jenen verworfenen Menschen der Fall. Sie waren so arm als gemein und schlecht, ich hätte nur Geldkosten gehabt und begnügte mich daher, einige der werthvollsten Preziosen, die noch nicht verfallen waren, auf dem Leihhause wieder einzulösen.

Die Meubel verkaufte ich, um sie nur los zu werden und sobald als möglich wieder zu den Meinigen zurückkehren zu können.

Von unsern frühern Freunden und Bekannten, die ich zu meiner Hülfe aussuchen wollte, waren viele gestorben, viele Familien, gleich uns, durch den Krieg herabgekommen, andre hatten uns, da unsre Verhältnisse seit längerer Zeit nicht mehr glänzend waren, halb vergessen, noch andere nahmen Anstoß an meinem jetzigen Stande und wie das meist mit Freunden zu gehen pflegt. Man hat ja, so scheint es, die Freunde hienieden nur so lange, als man glücklich ist; im Unglücke fallen sie von uns ab.

Mir ekelte vor Berlin und ich hatte nur einen Gedanken, es so schnell als möglich zu verlassen.

Meinem Manne hatte ich das Unglück der Mutter mitgetheilt, jedoch vermieden, es mit den grellen Farben der Wahrheit zu schildern.

Seine Antwort kam von Chemnitz in Sachsen, wohin ihn ein Engagementsantrag vor wenigen Tagen erst gerufen hatte.

Ich dankte Gott, daß meine bewegliche Heimat mir dadurch bedeutend näher gerückt worden war.

Was blieb mir übrig, als die wahnsinnige Mutter mit dorthin zu nehmen?

Ihren Aufenthalt in einer Irrenanstalt zu er-

schwingen, dazu waren unsere pekuniären Verhältnisse zu kärglich, auch glaubte ich ihr meine kindliche Pflege, so lange ihr Zustand es irgend erlaubte, nicht entziehen zu dürfen.

So machte ich mich mit der Wahnsinnigen, die ich in einem besondern verschlossenen Wagen unter Bewachung zweier kräftiger Personen transportiren ließ, die Reise von Berlin nach Chemnitz zu einer Zeit, wo Eisenbahnen das Reisen noch nicht erleichterten.

Es war eine schreckliche und gefährliche Reise, doch die Hoffnung, die Meinigen bald wieder umarmen zu können, erleichterte mir alles.

Meine beiden kleinen Kinder fand ich vernachlässigt und weinend in dem fast noch uneingerichteten Logis sitzen, das neugemietete Dienstmädchen hatte sie verlassen, mein Mann war auf der Probe.

Nun begann eine furchtbare Zeit für uns, die nur Geduld und Pflichtgefühl erträglich machen konnten.

Ehe ich meiner Mutter eine Art Zwangstuhl hatte können bauen lassen, war sie in ihren Wuthanfällen schon zweimal über meine Kinder hergefallen und hatte die armen Kleinen erwürgen wollen. Nur mit Mühe konnte man ihr ihre Opfer entreißen.

Ach, sie hat mich nur einmal wieder erkannt in den ganzen drei Monaten, die sie wahnsinnig bei mir zubrachte. Es war kurz vor ihrem Tode. Der Schlag hatte sie zum viertenmale getroffen und ihr anfangs selbst die Zunge gelähmt.

Einmal gewann sie die Sprache wieder und dieser Augenblick schien zugleich ein heller zu sein. „Malvine!“ sprach sie, „ich danke Dir!“ ergriff meine Hand und sah mich mit einem Blicke an, der das klarste Verständniß ihres Zustandes in sich zu fassen schien.

Wenige Augenblicke später verschied sie in meinen Armen.

Sie schläft auf dem Friedhofe von Chemnitz, wo ich ihr ein einfaches Kreuz habe errichten lassen.

Von jetzt an schien alles Unglück über uns mit einem Male hereinbrechen zu wollen.

Meines Mannes Stimme hatte durch eine längere Krankheit bedeutend gelitten, wir brachten mehrere Jahre bei kleinen reisenden Gesellschaften

in Preußen zu und unsere Umstände wurden immer drückender.

Ich hatte ein drittes liebes Kind, mußte mich aber zu derselben Zeit, wo dieses das Licht der Welt erblickte, von meinem Manne trennen, der, neuerdings bei einer andern Gesellschaft engagirt, an den Ort einer Bestimmung reisen mußte.

Er schickte mir und meinen Kindern alles, was er entbehren konnte, ich weiß, er darbt, um uns zu nähren und dennoch reichte es nicht hin. Sobald ich konnte, arbeitete ich wieder für die Leute, doch meine beiden ältern Kinder bekamen die Mäfern und mein Unglück war nun in voller Blüte.

Doch weder Sie, mein werthes Fräulein, der ich zunächst diese Zeilen schreibe, noch andere Leser vielleicht kann ich länger mit dieser sich von nun an wiederholenden Leidensgeschichte verstimmen.

Diesen letzten Winter hier in Deutschland habe ich noch gräßlich gelitten. Ich habe Gott weiß was alles für Schritte gethan, um etwas zu verdienen, allein zehn Wochen war ich krank, und wie schlecht werden seine Arbeiten und Stickereien hier bezahlt!

Alles, was ich noch an Werth besitze, steht auf dem Leibhause, die liebsten Andenken meines Vaters und meiner Mutter, die ich mir durch Hunger und Kummer erhalten hatte.

Was ich an Garderobe besaß, habe ich für die Kinder zerschnitten und zugerichtet, denn meine Kinder müssen alles haben, was nöthig ist. Sie geben ordentlich und anständig.

Ich führe das nur gegen Sie, mein werthes Fräulein, an, um Ihnen zu beweisen, daß nur die höchste Verzweiflung der Mutterliebe mich zu meiner Bitte um Unterstützung getrieben hat.

Endlich ist ein Brief von meinem guten Mann wieder eingegangen, der, wie Sie wissen, als Clavierstimmer nach Petersburg gegangen war, nachdem er seine Stimme verloren hatte.

Durch unermüdelichen Fleiß glaubt er uns dort eine bleibende Stätte gründen zu können. Der Himmel gebe es!

Und so sage ich Ihnen denn für diese Welt Lebewohl. Segnend geleite sie das Dankgefühl einer

Mutter, auf deren dunklen Weg Sie Lichtblicke streuten, durchs Leben!

Matt und krank scheidet ich von Deutschland und werde wohl bald unter Rußlands kalter Erde schlafen."

So weit das Manuscript der Malvine G.... geb. von Langeland.

Ich habe nichts wieder von ihr gehört, als daß sie wirklich mit ihren drei Kindern nach Petersburg abgereist ist.

Als Schauspielerin war Malvine G.... ganz unbedeutend und sie pflegte oft selbst zu sagen, daß sie an sich die Erfahrung gemacht habe, wie große, ja unüberwindliche Lust zu einer Sache, durchaus noch nicht Befähigung dafür bedinge.

In zwei Rollen hat sie mir nicht mißfallen. Nämlich als Mathilde in Vorbeerbaum und Bettelstab und als Dolmetscher im artesischen Brunnen, welchen sie bei jener reisenden Gesellschaft, wo ich sie kennen lernte, spielen mußte, da kein Herr vorhanden war, der französisch sprechen konnte.

Sie sprach ein ausgezeichnetes Französisch, ohne die geringste Spur eines deutschen Accentes, auch das Dänische konnte sie noch ziemlich fertig.

Ihre Vorzüge waren lediglich jene Gattentreue und Mutterliebe, die sie glanzvoll durch die traurigsten Schicksale hindurch bewährt hat.

Bur Charakteristik der Theaterzustände.

Eine Theatervorstellung in einem Dorfe.

Von

Emil Müller.

(Schluß.)

Endlich, endlich, bereits ist es $\frac{1}{9}$ Uhr, hebt sich der Vorhang und vor uns sitzt eine Dame am Kaffeetische, unablässig aus der leeren Kanne ihre Tasse füllend. Aller Anfang ist schwer! und dieses Spruches eingedenk beharrte sie mehrere Secunden im tiefsten Schweigen, als erwarte sie noch ein Zeichen zum Anfange. Da erbraust ein dreißigfaches Bravo, gebrüllt, geheult, gekreischt aus den Kehlen stämmiger Bursche. Wozu diese Ausbrüche

des Enthusiasmus fragen wir? Eine Antwort vermögen die Enthusiasten wohl selbst nicht zu geben, doch wollen wir daran denken, daß einige Glauqueurs sich auf der Gallerie befinden und daß wahrscheinlich, so vermuthen wir, zu Anfang jeder Vorstellung diese Schaar zur Sammlung der Schauspieler eine derartige Exclamation von sich giebt. Eben will denn auch ein Musensohn seinen Mund öffnen, als sich noch ein verspätetes Bravo aus dem Munde eines hungrigen, und an einen Butterbrode würgenden, Gefellen Bahn zu brechen sucht, aber zur Hälfte oder zu Dreiviertel unter den Brodkrumen erstickt. Dieser komische Laut verfehlt nicht, seine Wirkung zu thun, ein homerisches Gelächter ergreift selbst den Musensohn, welcher schon drei Mal den Souffleur angeschrien hatte, das Anfangswort lauter zu sprechen.

Gottlob, es entsteht Stille und während des Stückes wird die Theilnahme der Zuschauer nicht mehr auf Nebendinge gelenkt. Jetzt ist alles Auge und Ohr und sollte einmal eine allzulaute Zwistigkeit im Hintergrunde des Saals den Schauspieler die Worte des Souffleurs, denen er ängstlich lauscht, überhören oder nicht verstehen machen, so weiß jedesmal ein energisches Pfst! des Musensohns die Ruhe wieder herzustellen. Nun muß aber wohl das Pfstrufen bei ihm zur Gewohnheit geworden sein, denn auch jetzt, da überall Ruhe herrscht, läßt er ein lautes Pfst erschallen, selbst auf die Gefahr hin, das eben aufgefangene Anfangswort wieder aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Es ertönt auch diese Interjektion während des ganzen Stückes so häufig und so oft ohne allen Grund, daß zuletzt die Bauern glauben, die Rolle schreibe sie vor. Nur wir, die schärfer Blickenden, bemerken bald, daß das Pfst jedesmal ein Wuthausbruch des Schauspielers gegen das halbstarrige Stichwort und eine leise Mahnung an den Souffleur ist, vernehmlicher zu sprechen.

Das Stück beginnt, wir greifen nach dem Zettel — aber finden ihn nicht. Wir sprechen die Nachbarn um ihn an, niemand hat einen Zettel; ja eine kleine Bäuerin erwidert lachend auf unsere Frage, ob sie vielleicht einen habe, ganz nativ: „er sei zu Hause.“

Ganz wunderbar erscheint uns die erste Scene, gar nicht in das Raupachsche Stück passend, bei der zweiten und dritten wächst unser Staunen noch mehr, nur drei Personen treten auf, es wird viel von einem Weiberfeinde gesprochen, wir werden immer rathloser, was wir aus der Handlung des Stückes machen sollen, bis sich endlich der Irrthum aufklärt.

Die Gesellschaft ist plötzlich bis auf wenige Schauspieler zusammengeschmolzen und da hat der Herr Direktor keinen andern Rath gewußt, als anstatt des angekündigten das Benedix'sche Stück:

„der Weiberfeind“ zu geben. O jetzt wird es uns auch erklärlich, warum man unserer Bitte um einen Theaterzettel so wenig Gehör geschenkt hat.

Aufmerksam hören wir zu, wie die Personen, aufgepuzt mit Schlafröcken, Flachsperücken und im Glanze purpurother Wangen ihre Rollen ableiern. Ja selbst der Herr Direktor, er spielt den Weiberfeind, weiß unsere ganze Aufmerksamkeit auf das martialische Auftreten zu lenken, als es Ausbrüche der Leidenschaft, welche die Bauern in stumme Bewunderung des Genies versetzt. Die Schauspieler sind mit den eingelernten Brocken abquälen zu sehen und den Kampf des „mir“ und „mich,“ des Accusativs und Dativs mitanzuhören, ist freilich eine Laual für uns; allein haben wir nicht schon genug der Ergözung gehabt?

Wer möchte es den Musici verdenken, daß sie sich mit Bierflaschen verproviantirt haben und ab und zu einen herzhaften Zug und eine scherzhafte Bemerkung machen! Haben sie sich nicht über die Maassen angestrengt! Einen merkwürdigen Einfall freilich des einen müssen wir erwähnen, nämlich jede leere Flasche in Ermangelung eines sichern Platzes vor sich auf die Bühne zu stellen. Da unglücklicherweise ein schadhafter Leuchter, deren vier mit Talglichtern geziert die Bühne erhellen, herunterfällt und die ganze Einrichtung in Flammen und Rauch zu hüllen droht, so besinnt sich jener Musikus nicht lange, hebt das Talglicht auf und steckt es in den offenen Hals einer leeren Bierflasche. Das Publikum findet an diesem Intermezzo nichts Auffälliges, sondern lauscht, weder Beifall noch Zischen von sich gebend. Nur einmal, als der Weiberfeind, um sich zu verstecken, unter den Tisch kriecht, entsteht ein Gelächter. Denn da eine Decke auf ihm nicht liegt, so bedarf es allerdings der mehrmaligen Versicherung des Weiberfeinds: „mich kann niemand sehen,“ ehe wir es glauben, daß er von dem andern Schauspieler nicht gesehen wird. Dieser steht ihn aber auch wirklich nicht, trotzdem er dem Weiberfeinde die Nase mehr als einmal sehr unsanft berührt, und gelegentlich ihn auf die Finger tritt.

Der Akt ist beendet und rasselnd rollt der Vorhang nieder. Doch ein Nagel hat die merische Leinwand erfaßt und an der Ecke ein großes Stück abgerissen. Während nun die Musik wieder beginnt, haben wir Muße, uns die Zuschauer des ersten und zweiten Ranges etwas genauer anzusehen.

Hinter uns wird die Bemerkung gemacht: „der erste Akt von der Schule des Lebens war recht schön;“ ja eine Dame spricht in sentimentaler Tone: „es war zu reizend, wie reizend die Königtöchter gekleidet war!“ Theils um ein Gespräch anzuknüpfen, theils auch den lieben Leuten die Täuschung, in die sie die Trechheit des Theaterzettels gewiegt hat, zu nehmen, wenden wir uns um, ver-

schwenden alle unsere Theater- und dramatischen Kenntnisse, allein die Bemühungen sind vergeblich. Eine alte Frau nimmt es sehr übel auf, daß wir überhaupt zweifeln können, es sei das dargestellte Stück nicht die Schule des Lebens und das sentimentale Fräulein läßt noch drei Mal wie zu unserer Verhöhnung ein: „es war reizend“ erschallen. Wir müssen endlich die Leute in dem Wahne, aus welchem sie selbst der Schluß der Vorstellung nicht befreit, beharren lassen: es würde das angekündigte Stück aufgeführt.

Natürlich freuen wir uns über den gefüllten Saal und die vermuthlich gute Einnahme des Direktors; allein durch die Nachrichten einer Matrone werden wir eines Besseren belehrt. Fast alle die, welche stehen, haben Freibillet, so erzählt sie uns, nennt dabei auch alle mit Namen, so daß unser Ohr von all den Freibillet-Lischen, Dortchen, Annchen, Christians, Joachims, u. s. w. ganz taub wird. Aber unstreitig am besten haben die Einrichtung eines unentgeltlichen Eintritts die Musici benutzt.

„Sie aber,“ so frage ich die schöne Nachbarin zur Linken, „haben doch Eintrittsgeld entrichtet?“

Geduld ist eine schöne Tugend, also nur immer Geduld; sie muß erst den Rest des Butterbrodes verzehren und mit der äußern Fläche der Hand den Mund wischen, bevor sie antworten kann: „Ne.“ — „Aber Sie?“ frage ich die folgende Dame. — „Ne.“ — Und ich mochte fragen rechts oder links, fast überall ein „Ne.“

Es sind nun zwar diese Damen größtentheils reiche Bauerstöchter, allein Eintrittsgeld zu bezahlen, kam ihnen nicht bei, konnten sie sich doch noch von Verwandten oder Freundinnen, (und im Dorfe ist fast alles verwandt oder doch befreundet) bei deren Eltern Schauspieler einquartiert waren, Freibillet verschaffen.

Freudig aber schlägt jetzt mein Herz, denn eine kleine Blondine hatte sich ein Herz gefaßt und redete mich an.

„Wissen Sie denn, weshalb heute Abend der Saal so gefüllt ist?“ — „Nein.“ — „Am Schlusse der Vorstellung soll das Blumenbouquet des Herrn Starke (des Schauspielers) ausgelost werden, und da hat denn die meisten von denen, welche ein Loos genommen haben, die Hoffnung, einen glücklichen Treffer zu haben, ins Theater getrieben. Mich aber nicht,“ sagte sie schnell hinzu. — „Ach so!“ bemerkte ich.

Außerdem hören wir noch wichtige, uns interessirende Nachrichten. Wir hören, daß ein erster Rang eigentlich nur auf dem Theaterzettel existirt, daß hingegen alle Dorfbewohner, welche wirklich Eintrittsgeld entrichten, sich nur ein Billet für den zweiten Rang zu 2½ Groschen lösen, natürlich sich

aber auf die für den ersten Rang bestimmten vordern Bänke setzen; ja, daß niemand ein Billet löst, ohne von den 2½ Groschen wenigstens einen Dreier oder sechs Pfennige abgehandelt zu haben. (Es sei bemerkt, daß der Bauer es für ein großes Zeichen von Unschlauheit hält, wenn jemand, ohne zu handeln, den geforderten Preis, die Sache sei, welche sie wolle, bezahlt. Daher kann es nicht verwundern, wenn er bei dem Buchhändler oder an der Theaterkasse die naive Frage thut: „geht denn nichts ab?“) Nach diesem Principe freilich kann sich die Einnahme des Direktors als eine nur sehr dürftige herausstellen.

Was den männlichen Theil des Publikums betrifft, so scheint seine Devise zu sein: „Es geht nichts über die Bequemlichkeit.“ Daher die angenehme Erscheinung, im Theater Menschen in Pantoffeln und Jacken erscheinen zu sehen. Viele sind so nahe an die Bühne getreten, daß sie bequem den auf ihr Spielenden die Hand reichen und den zeretzten Vorhang betasten können.

Dieser ist endlich mit großer Vorsicht wieder aufgezoogen und die Stimme der sentimentalen Dame: „still, der zweite Akt der Schule des Lebens; wie reizend!“ mahnt uns, die Augen der Bühne zuzuwenden. — Was sehen und hören wir jetzt? —

Berše — Kerne — eine neue Decoration. Zwei Decorationen besitzt das Theater nur; Decoration Nr. 1, eine Stube, hatte im ersten Stücke unsere Aufmerksamkeit so gefesselt, daß wir mehr als einmal versucht waren, nach dem Namen des talentvollen Malers zu fragen, jetzt erblicken wir Nr. 2, die Nichtstubendecoration (so können wir den Gegensatz zu Nr. 1 am besten ausdrücken.) War jene eine gelungene Arbeit, so ist diese ein Meisterstück, wenigstens was Mannichfaltigkeit der Farben und der auf ihr gezeichneten Gegenstände betrifft. Man denke sich einen Hintergrund von vielleicht hundert Quadratsfuß Größe, aus dem Bergen, Schluchten, Wälder, Felder, Allee, Fluß, Wege u. s. w. kurz alles, was nur irgend malbar ist, mit modrigen Farben gemalt ist, und man wird sich eine Vorstellung von Decoration Nr. 2 machen können. Es mag nun die Scene spielen, wo sie will, etwas von dem, was sie vorstellen soll, wird man auf Hintergrund Nr. 2 immer vorfinden und der Herr Direktor kann nie in Verlegenheit wegen der Decoration kommen. Und was nun auf der Leinwand nicht stehen sollte, das ergänzt die Phantasie. O wie glücklich ist der Direktor, der weder Maschinenmeister noch Theatermaler zu besolden braucht, dessen ganze Bühneneinrichtung in zwei Decorationen besteht und der doch jedes Stück aufführen kann! —

Der Herr Direktor erschien dieses Mal im Felde ambulirend mit Flachperücke und Schlafrock und declamirte von Rosenhecken und redete die lieben

Rosen (diese denken wir uns; auf der Bühne schienen nur Dornen zu wachsen) so weichherzig an, daß hinter uns mehrere Ach und Oh der beklommenen Brust entstiegen. Viel kann die Einbildungskraft thun; also wollen wir dem Direktor auch glauben, daß, als er sich auf einen Schemel setzte und von der Seligkeit sprach, die ihm das Ruben an einem so lieben Orte, unter der blühenden Rosenhecke verschaffe, er auch wirklich auf Rosen gerubt habe, wenigstens trug sein Rock an verschiedenen Stellen Spuren einer Bekanntschaft mit Dornen.

Die Schauspielerin stellte ein nettes Bauer-
mädchen dar, und als sie Wasser schöpfte und die nicht vorhandenen Rosen des Herrn von Malesherbes begoß, da funkelten die Augen der Landleute vor Freude, daß die Arbeit ihrer schwieligen Hände werth erachtet würde, auf der Bühne dargestellt zu werden. Nun litt die Schauspielerin zwar an einem Stockschnupfen und ihre Stimme klang nicht eben angenehm, allein sie hatte Wasser getragen und Blumen getränkt, also rief ein alter Landmann: „Bog Welten, das ist ein rares Mädchen.“ Der Liebhaber stürzt auf die Bühne, vollständig wie ein Harlekin gekleidet mit so tobenden Geberden, daß der kleine Knabe des Musikus von dem Rande der Bühne, wohin ihn der Vater gesetzt hatte, vor Schreck hinunter auf die Geige fällt und ein Intermezzo durch ein klägliches Geschrei bewirkt.

Welch größeres Mißgeschick kann den Schauspieler treffen, wenn er sprechen soll, als der Husten! O dieser garstige Tabakqualm, der nun schon seit einer Stunde wenigstens vierzig bis fünfzig Pfeifen entströmt. Hat denn kein Raucher Erbarmen mit dem Schauspieler, dessen Kehle stets, sobald er ausgehustet und sprechen will ein frischer Dampfstrom zuschnüren möchte; seht, wie qualvoll der Liebhaber seiner Geliebten die Liebeserklärung zubustet! Es ist lächerlich! allerdings. In der dicke Bauer dicht an der Bühne findet nichts Auffälliges in dem Bemühen der männlichen Zuschauer, die Bühne zu einer Rauchkammer zu machen und die Darsteller als trockne Pöcklinge zu betrachten. Er stopft sich mit himmlischer Ruhe, nachdem er den Kopf an der Bosaune ausgeklopft, die Pfeife von jener Sorte Taback, welche unter dem Titel „Hamburg oben“ nur zu bekannt ist, reißt lächelnd das auf dem Bühnentiſche liegende Blatt Papier durch, formt einen Sidibus und setzt seine Pfeife mit dem entweiheten Feuer des Bühnentalglichen in Brand. Was thut, daß der Schauspieler in dem Kampfe mit den Rauchwolken auf Minuten unterlag und der Husten ihn zu ersticken drohte, es war recht gemüthlich! Denn je länger die Hustenanfälle währten, desto größer wurde die Leidenschaft mit der er auf den schwankenden, lose an einander liegenden Brettern, aus denen die etwas erhöhte Grundlage der Bühne erbaut war, regirte.

Was Wunder, daß wir auf die Vermuthung kommen, er wolle eine Versenkung in den Boden treten, um so bald aus der räucherigen Welt in eine unsichtbare abzufahren. Abgerechnet dieses kleine Mißgeschick werden denn aber doch die Rosen des Herrn von Malesherbes noch ziemlich glücklich zu Ende gespielt. Daß der Herr Direktor einmal zu früh austrat und von dem kräftigen Liebhaber hinter die Seitencouliſſen gestoßen wurde, aber hier wegen der Beschränktheit des Raumes mit einem Theile der Flachsperücke sichtbar blieb, und daß er darauf einmal zu spät erschien oder gar nicht erscheinen wollte und den Liebhaber veranlaßte, einige Donnerwetter zu extemporiren, sind Kleinigkeiten, die wir um so mehr übersehen, als sie uns fortwährend in Heiterkeit erhalten. Erwägt man, daß das Gaderobezimmer, wohin sich der Direktor begeben hatte, am andern Ende des Hauses lag, daß der Schauspieler auch wie alle übrigen Menschen Hunger fühlt, zumal wenn er unter dem Publikum ein beständiges Arbeiten der Kauwerkzeuge wahrnimmt, so wird es nicht verwundern, daß er den wichtigen Momente wo sein Erscheinen auf der Bühne so dringend nothwendig wurde, versäumte und gemüthlich bei einer Tasse Kaffee saß, als ihm die schreckliche Nachricht durch einen aus dem Saale abgeschickten Gilboten gebracht wurde: es sei sein Erscheinen auf der Bühne von der größten Wichtigkeit. Mit vollen Backen kam er nun auf die Bühne gesprungen und begann zu deklamiren. Aber weiter als zu dem dritten Verse brachte er es schlechterdings nicht; wahrscheinlich hatte er in der Eile, mit der er zu essen genöthigt war, auch die eingelernte Rolle mit hinunter gewürgt; — (ähnliche Erscheinungen sollen, wie Kritiker berichten, zuweilen selbst auf Hofbühnen vorkommen) — und so müssen wir herzlich zufrieden sein, daß er endlich anstatt der hochpoetischen Kogebueschen Reimerceien nach unsäglicher Anstrengung des Souffleurs hausbackene Prosa aus dem Backofen seines Gedächtnisses hervorholt.

Der Vorhang fiel — es hatten sich die Liebenden gekriegt — aber wohin? gegen das flackernde Tageslicht und im Nu wurde der fünfte Theil des großen Meisterwerks ein Raub der Flammen, ehe der Geschicklichkeit des Herrn Direktor es gelang, das Feuer auszutreten. Staunend hatten die Bauern das Phänomen, wie ein Vorhang vom Feuer ergriffen wird, gesehen, der Geistesgegenwart des Direktors Anerkennung gezollt, aber nicht die mindeste Hülfe geleistet. Nur ein Musikus war, freilich wider Willen, ein Helfer in der Noth geworden. Er hatte jetzt nicht bloß die leeren, sondern auch die gefüllten Flaschen zur größern Bequemlichkeit auf die Bühne gestellt; aber bei der drohenden Gefahr schien es ihm rathjamer, das labende Getränk in

Sicherheit zu bringen. Er ergreift also die Flasche, aber nicht mit fester Hand, läßt sie fallen und schüttet das Getränk über die Bretter aus, welches wie eine sprudelnde Quelle in den Souffleurkasten rann zur Freude seines Bewohners. Leider ging auch die Flachsperrücke des Direktors zu Grunde; sie flog bei dem Sprunge, den er gegen den brennenden Vorhang ausführte, vom Kopfe, und ehe er sie wieder ergreifen konnte, war sie schon hinüber.

Nachdem bisher so mancherlei sich ereignet hat, können wir nicht verlangen, daß auch noch der Schluß der Vorstellung viel Merkwürdiges bieten soll. „Der zweite Akt war recht reizend“ tönt es wieder hinter uns.

Es wird zum Schluß noch eine Kozebuesche Kleinigkeit mit jenen unvermeidlichen drei Personen gegeben, allein der Titel ist uns, obgleich wir zufällig das Stückchen kennen, nicht gegenwärtig. War bisher der Rauch unbegreifbar gewesen, jetzt wurde er fast faßbar, so dicht verhüllte er die Gestalten wie in einen Nebel; was Wunder, daß im Saale einige Venebelte ihr Eintrittsgeld zurückverlangten. Die Decoration Nr. 2 thut ihre Schuldigkeit, d. h. sie stellt etwas vor, was sie nicht vorstellen soll und gestattet daher unserer Vorstellungskraft, sich die Straße, auf der die Handlung vor sich geht, so schön auszumalen, wie wir wollen. Ein Gleiches ist von den Schauspielern zu rühmen. Der Liebhaber im vorigen Stücke spielt jetzt einen Schulmeister nicht ganz ohne Anflug von Humor, während der Herr Direktor, dieser ältliche Knabe, im vorigen Stücke Herr von Malesherbes, jetzt eine Art von Liebhaber aus sich macht.

„Oh, der Herr Schulmeister treibt es aber doch ein wenig zu arg, alle Minuten eine Priese! Und wie er die Augen verdreht! das ist zum Davonlaufen.“ — „Bitte meine Herrschaften, bleiben Sie sitzen, ich sollte meinen, wir hätten selbst auf großen Bühnen schon Uebertreibungen dieser Art gesehen und sind nicht davongelaufen.“

„Aber was zum Kukuk, die Schminke läuft ja schon davon!“ —

„Nun, nun, die Schminke ist auch ein empfindlicher Gegenstand! Und wer heißt denn den Schulmeister sich so in Schweiß arbeiten, daß die Schminke ihm in großen Tropfen von der Wange rinnt!“ — „Die Liebe zur Kunst?“ „Nein das Gefallen an der Unnatur, an der Karikatur, das heutzutage immer entschlicher unter den Mimen wie eine epidemische Krankheit grassirt.“

„O, psui, fort mit dramaturgischen Erörterungen!“ so höre ich den Leier rufen. Nun gut, ich denke auch zu all dem Erzählten wird ein Commentar über den Zustand unserer Theaterzustände nicht nothwendig sein.

Der Vorhang fällt zum letzten Male und das

Stück: „die Schule des Lebens“ hat ein reizendes Ende gehabt, so flüstert es hinter uns.

Allein wir haben geirrt, noch nicht ist es das letzte Mal, daß sich der Vorhang gesenkt hat, noch einmal rollt er hoch; die Liebhaberin spricht eine gerührte Abschiedsrede an das Publikum. Es ist ja heute der letzte Abend, den die Gesellschaft in unserem Dorfe verlebt, morgen schon rollt der Theaterspielfarren nach einem anderen Orte.

Schade, schade, daß wir diesen wirklich poetischen Epilog vergessen haben. Haben wir vorher über die Thorheiten und Abgeschmacktheiten der Schauspieler lachen können, jetzt müssen wir entrüstet werden, als wir den Namen der Kunst durch den Mund der Schauspielerin entweihen hören. O wie sie von den Freuden des Künstlers spricht, wie sie von dem Ideale des Lebens deklamirt.

Gottlob sie ist zu Ende und wie zu Anfang der Vorstellung erbraust noch einmal ein Bravo, welches durch keinen Giffenden in die Länge gezogen wird.

Trotzdem nun noch die Ausloisung des Blumenbouquets vor sich geht, drängen wir uns durch die Gruppe der Zuschauer.

Wir sind überzeugt, daß, sollte unser Loos, welches wir noch nachträglich gelöst haben, eine Glücksnummer haben, uns der Gewinn schon zugeschickt werden wird. Nicht so denken die Bauern, gespannt horcht jeder auf die Nummer, die glückspendende, bereit, falls er ein Sonntagskind ist, das Kleinod gegen die neidischen Blicke des gesamten Publikums zu verbergen.

Nun, was bedeutet das tobende Brummen?

Der Schauspieler, jener Liebhaber, hat das Bouquet gewonnen.

Mißmuthig verlassen alle den Saal, die Theaterbande schwimpfend und höhrend, denn jeder glaubt, die Verlosung sei, so reden die meisten, eine abgemachte Karte gewesen und nur durch Betrug sei der Gewinn auf das Loos des Schauspielers gefallen.

Nachschrift der Redaktion. Von Seiten mancher unserer Freunde ist uns der Vorwurf gemacht worden, durch Aufnahme der soeben beendigten Beiträge: „Zur Charakterik der Theaterzustände“ dem Princip unsrer Zeitschrift untreu geworden zu sein, einmal, weil die erwähnten Zustände eine allbekannte und oft beklagte Thatsache seien, das andremal aber, weil der gebildete Sinn und Geschmack sich von derartigen Schilderungen mit Ekel abwenden müsse. Indem wir auf die Einleitung Emil Müllers verweisen, noch Folgendes zur Erwiderung: daß die Pflicht, derartige Zustände schonungslos wieder und wieder zur Besprechung zu ziehen, erst durch die (allerdings noch in weiter Ferne liegende) Endschaft derselben aufgehoben wird; daß aber die

„Abend-Zeitung“ nicht der rechte Ort für derartige Artikel sein soll, vermögen wir nicht einzusehen. Unsere Theaterzeitschriften, denen die Verpflichtung zunächst obläge, haben keinen Raum dafür, sie brauchen ihn viel nothwendiger, um lorbeerumwundene, weihrauchdustende Correspondenzen und gemeine Bänkereien aller Art zu bringen.

Gedichte.

Johannisnacht im Münster zu Straßburg.

Johannisnacht! Johannisnacht!
Du senkst Dich mild hernieder;
An Stunden arm, doch reich an Macht,
Voll Nachtigallenlieder.
Voll Sternenschein und Zaubergranz,
Daß selbst die Käfer funkeln,
Des Abendrothes Rosenfranz
Umblüht Dich noch im Dunkeln.

Und hallt es Mitternacht vom Thurm
Auf Straßburgs Kathedrale:
Ein Glockenklang, als läutet's Sturm,
Beginnt mit einemmale,
Rings in des Münsters weitem Schoos
Ein seltsam buntes Leben,
Bald sanftes Säufeln, bald Getos,
Ein Schwirren und ein Schweben.

Die Todten steigen aus der Gruft,
Die einst den Münster bauten;
Der Meister sie zur Stelle ruft,
Daß sie ihr Werk beschauten.
Das Werk, das noch den Meister lobt
Durch langer Zeiten Stürme,
Das Kunst und Dauer wohl erprobt,
Die Wölbung wie die Thürme.

Sarg und Gewölbe, Schloß und Thür —
's ist alles aufgesprungen!
Die Werkleut' haben sich herfür
Aus ihrem Grab geschwungen.
Mit Zirkel und mit Malerstab,
Das Richtscheit in den Händen,
So schweben sie hinauf, hinab —
Lang will der Zug nicht enden.

Mit Händedruck und frohem Blick
Sich grüßen die Genossen,
Und denken an die Zeit zurück,
Die bei dem Bau verfloßen.

Durch Streben, Gänge allzumal
Zum Thurme kommt gezogen
Um Giebel, Fenster und Portal
Unendlich Geisterwogen.

Am Himmel hält der Mond die Wacht.
Es flüstern Geisterklänge
Rings durch die stille laue Nacht
Wie froher Engel Sänge.
Da schwirrt es sanft und rasch empor
Im Schiff und auf den Gräten —
Und sieh: aus Erwins Bau hervor
Der Meister ist getreten.

Erwin von Steinbach — sei gegrüßt!
Er schwebt zur höchsten Spitze.
Wie ihn des Mondes Licht umfließt
Auf seinem Thronensitze!
Und zu ihm auf zur selben Zeit
Ein Mägdlein schwebt mit Winken,
Mit goldnem Haar und weißem Kleid,
Den Meißel in der Linken.

Jungfrau Sabina hold verklärt,
Vom Sternenglanz umflossen!
Wie ist die Künstlerin geehrt
Von allen Werkgenossen!
Begeisterung trieb die hohe Maid,
Zu einen sich mit ihnen,
Drum spricht der Engel Freudigkeit
Aus ihren holden Mienen.

Und horch! da hallt es Eins vom Thurm
Auf Straßburgs Kathedrale —
Ein Glockenklang als läut' es Sturm!
Und husch! — mit einemmale
Vom Thurm und in des Münsters Schoos
Ein Sausen und ein Brausen,
Bald sanftes Säufeln, bald Getos,
Bald innen und bald außen.

Dann alles still. — Zur Ruh hinab
Die Geister sind gegangen,
Und alle hält das kühle Grab
Nun wieder still umfassen:
Bis wieder zur Johannisnacht
Zwölf Schläge sie beselen,
Und sie das Werk, das sie vollbracht,
Mit Segensprüchen weihen. —

Lulise Otto.

Ein Trunk.

Im Schloß zu Pavia beim Königsmahl
Da schimmern so blickend die Kerzen,
Da kreist die Schaale, da kreist der Pokal,
Da kreisen der Zecher Herzen!

Hoch König Alboin! schallt's im Mund,
Die Becher sie klingen zusammen,
Es stammelt trunken schon mancher Mund,
Die Augen verzehrender flammen.

Da draußen durchtobt ein Wetter die Nacht,
Ein Sturm von den Alpenspitzen,
Der Himmel wirft seine Feuerpracht
Zur Erde in lohenden Wlügen.

Im Saale stört es die Schmausenden nicht
Beim Schlürfen des Nebenblutes;
„Uns zündet Gott Vater selbst noch Licht!“
Ruft Alboin trunkenen Muthes.

„So laßt uns wachen und lustig sein,
Bis die Glocken zur Messe erklingen,
Und wißt, Genossen, wir lassen herein
Die Schädel der Feinde bringen.

Aus ihnen trink ich, trinket ihr all
Grinn'ung an Thaten weiland —
Ich ließ sie fassen in edles Metall
Der prächtigen Kelche von Mailand!“

Hort stürzen die Diener und bringen herein
Die graußigen Trinkgeschirre,
Da strömt in sie der Falernerwein,
Und wilder wird das Gemurre.

Der prahlt von Kämpfen im Ungarland,
Der rühmt sich in Schlachten der Beste,
Der spricht von Städten mit Feuer verbrannt
Und der von erstiegener Beste!

„Ihr Wackern alle um mich her
War't longobardische Helden,
Dem König aber gebühret mehr
Und mehr kann er euch melden:

Denkt an den blut'gen Gevidenkrieg
Und denkt, wie ich erschlagen
Den Runimund und denkt den Sieg,
Den ich davon getragen!

Die Jungfrau, der ich den Vater nahm,
Wie hab' ich ihr Leid vertrieben, —
Denn ehe der Mond noch wiederkam
Zwang ich sie, mich zu lieben.

Nun flohen zehn der Jahre schon,
Von Runimund schweigt die Kunde,
Doch neben Alboin hoch zu Thron
Sitzt heute noch Rosamunde!

Stoßt mit den Schädeln wacker an,
Laßt Hörner und Fiedeln klingen,
Es gilt dem unverzagten Mann,
Der Helden wie Frau'n kann zwingen!“

Doch in dem Saale alles schweigt,
Raum hört man summend Geflüster,
Ein Haupt nur da und dort sich neigt,
Ein glühend Gesicht wird düster.

Denn sie, von der der König sprach
Mit Hohn im trunkenen Munde,
Sie schreitet grüßend durch das Gemach,
Die Königin Rosamunde.

Und wie sie Alboin erschaut
Und schaut seine stummen Degen,
„Den Nachtrunk, Gemahlin!“ donnert er laut
Und hält ihr den Schädel entgegen.

Wie wird den andern nüchtern zu Sinn,
Sie sehen sich an, sie winken,
Sie schau'n, nichts ahnend, die Königin
Aus Runimunds Schädel trinken.

Der König lacht: „fürwahr ein Weib
Wie keines wieder gefunden,
Der Schädel saß auf einem Leib,
Den schmeichelnd du oft umwunden!

Es war dein Vater, den mein Schwert
Dereinst gebracht zu Falle,
Gute Nacht! Gute Nacht! Gemahlin werth,
Wir trinken aus ihm jetzt alle!“

„Gute Nacht!“ ruft Rosamunde auch
Im Beben und Erglücken,
Ihr Athem scheint ein heißer Hauch,
Die Worte Funken, die sprühen.

Und aus dem Saale stürzte sie hinaus,
Umschwirrt von des Jornes Gespenstern —
Die Zechenden bannet fest der Graus,
Bis der Morgen glüht an den Fenstern.

Dem König ist seines Weibes Schrei
Zum Sterberufe geworden,
Es schwanden der Monden kaum noch drei, —
Rief Runimunds Tochter ihn morden!

Adolf Stern.

Bücherschau.

Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Von
Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Broms-
berg, 1854. Verlag von Louis Levit.

Die vorliegende Broschüre unserer trefflichen und
hochverehrten Julie Burow, dieser nicht nur wahr-

hast berufenen, sondern auferwählten Schriftstellerin, ist ein Separatabdruck aus dem „Illustrirten Familienbuche des österreichischen Lloyd.“ So groß der Leserkreis desselben ist, so hat sich die Verfasserin durch Veranstaltung des besondern Abdrucks ein Verdienst erworben. Denn in Wahrheit: selten haben wir einer Stimme aus der Frauenwelt über Frauenverhältnisse eine solche Verbreitung gegönnt, wie ich sie der Burowschen Schrift wünsche. Nicht, daß alles, was in ihr gesagt wird, erschöpfend behandelt sei, nicht, daß es unmöglich wäre, Einwendungen zu erheben, nicht, daß ich den ausgesprochenen Ansichten vollkommen beiträte, nicht so will ich meine Anerkennung aufgefaßt wissen. Denn dazu ist einestheils der Raum der Schrift zu beschränkt, andernteils manches Unklare noch zu erläutern. Aber die Freude will ich aussprechen, daß eine gesunde vernünftige Anschauung, daß ein vollkommen gereifter Verstand uns entgegentritt; daß Julie Burow, die Dichterin, es wagt, mit dem vollen Realismus des Lebens aller verschwommenen, unklaren Gefühlsschweberei entgegenzutreten, daß sie da sagt: „das Weib werde zuerst gewöhnt an reelles Nachdenken, — das ist der wichtigste, nothwendigste Theil der menschlichen Ausbildung. Dann lerne sie diejenigen nützlichen Arbeiten, die für ihren bürgerlichen Beruf erforderlich sind. Dann verwende sie die ihr übrig bleibende Zeit für die Künste, die das Leben schmücken und erheitern, als da sind jene tausend kleinen Fertigkeiten in Stickereien und ähnlichen Dingen, ferner Musik, Malerei, Dichtkunst. Auf den Reichtum, mit dem sie die Natur begabte, kommt es dabei an, ob der geistige Schmuck, den sie sich anlegt, ein künstliches Köschchen, ein Kettenchen von Semilor, oder der echte Diamant des Genies ist. Diese Regel gilt ohne alle Ausnahme. Keine glänzende Naturanlage, kein noch so sehr in die Augen fallendes Talent darf ihre Umgebung veranlassen. Die größte Künstlerin sei zuerst Mensch, dann Weib, dann Künstlerin, und ich glaube dieselben Regeln sollten auch bei der Erziehung des männlichen Geschlechts maßgebend sein!“

Ob die neue Sonne der Vernunft, die hier aufgeht, zwischen dem Qualm und Dampf hohler aufgeblasener Sentimentalität, geistiger Vornehmthuerie und beschränkten, verdumpften, sogenannten „häuslichen“ Philistertbums durchblizen kann — ich weiß es nicht! Ich hoff' es aber! Denn der Glaube an den Fortschritt, wie oft auch aufgegeben, muß gegenüber solchen Erscheinungen immer wieder lebendig werden.

A. St.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg.
Jahr 1853 u. 1854. Nürnberg, Bauer und Raspe.

Das Album des literarischen Vereins in Nürnberg, von dem zwei Jahrgänge — starke Octav-

bände, nicht Miniaturausgaben vor uns liegen, erscheint seit längerem und hat aller Orten Freunde gewonnen, von denen es freudig begrüßt wird.

Den Jahrgang 1853 eröffnet J. E. Hoffmann mit einer Abhandlung über die Frage: warum Klopstocks „Messias“ hochgeschätzt und doch nicht gelesen wird. Er weist die Berechtigung der Pietät vor dem Werke und trotzdem die Unmöglichkeit für den Menschen von heute, einen wahrhaften Genuß darin zu finden, nach. — Ihm folgt Dr. H. Wölfel mit einer Analyse von Shakespeares „Hamlet“, die nur durch den Vergleich mit Hermann Hettners geistvollen Betrachtungen über denselben Vorwurf (in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“) in den Schatten gestellt wird. Dr. F. Lösch giebt „die Ojibway-Expedition“ ein Referat über ein indianisches Heldengedicht. G. Arnold schließt seine schon früher begonnenen Untersuchungen über den „Nürnberger und seinen Dialekt.“ J. E. Hoffmann schildert eine „Ferienreise“ frisch und gewandt. Den Anhang bildet die unvermeidliche lyrische Poesie. Wir begegnen C. F. Daumer, dem Haisdichter, der unter anderm eine strickende Damengesellschaft ganz erzürnt fragt, ob er in ein Strafärbeitshaus gerathen? Wir sehen Nürnbergs Naturdichter Jacob Schnerr und C. Weiß, wir lernen auch J. E. Hoffmanns Gattin, Luise Hoffmann, als Dichterin kennen. —

Der unermüdliche Hoffmann leitet auch den neuesten Jahrgang des Albums (1854). Er wriecht von den „homerischen Frauen“, von Helena, Andromache, Nausikaa, Penelope u. s. f. — Dr. Lösch abhandelt über den gälischen Dichter „Ossian“, Dr. Wölfel tritt abermals als Shakespeareerklärer vor uns und macht diesmal den „Sturm“ zum Gegenstand seiner Betrachtungen. J. E. Hoffmann, der schon in frühern Jahrgängen durch seine Vorträge über „Alfred Meißner“ und „Gottfried Kinkel“ sein warmes Interesse für Poesie der Gegenwart bethätigte, kritisiert Gutzkows „Ritter vom Geiste“ mit Liebe zur Sache und scharfem Blick. Allem, was er sagt, möchten wir freilich nicht beistimmen. „Das Dreikönigsfest in Habana“, eine Skizze von Fr. Knapp und Gedichte bilden den Schluß. Außer den schon erwähnten, auch außerhalb Nürnbergs nicht unbekanntem Lyrikern hat sich ein und das andere „städtische“ junge Talent eingestellt, was denn nun freilich die Aufnahme manches unbedeutenden und nichtsagenden Produkts veranlaßte. Bis auf diesen Uebelstand dürfte der Jahrgang 1854 nur geeignet sein, dem Album des literarischen Vereins neue Freunde zu erwerben.

Die Ausstattung ist eine gute.

A. St.

Erbauliches und Beschauliches. Von Karl Barthel. Mit einer biographischen Charakteristik des Verfassers von Dr. J. W. Hanne. Halle, Richard Mühlmann.

Der Name Karl Barthel gehört zu denjenigen, welche von den Freunden des geistigen Fortschritts mit gerechter Entrüstung genannt werden. Wurden vielmehr. Denn der Verfasser der „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit“ verschied bereits am Charfreitage des verfloffenen Jahres. Dem Grundsatze getreu, von den Toten das Beste zu sprechen, glauben wir, was uns von anderer Seite her berichtet wird: daß Karl Barthel, ganz im Gegensatz zu dem heutigen Pietisten, ein durchaus wahrer und milder Charakter gewesen und daß der Grund seiner trüben Weltanschauung wohl zum großen Theil in seinen körperlichen Leiden zu suchen war. Das scheint auch aus der Biographie, die Herr Dr. Hanne dem Nachlasse des Verstorbenen beigegeben, hervorzugehen. An den modernen, frommen Phrasen: „er erkannte, daß er nicht bloß ein gemalter Sünder sei und suchte mehr, als einen gemalten Heiland,“ er besaß „ein vom Idealismus der Mystik

durchleuchtetes (?) Gefühlsleben,“ die nachgrade bis zum Ekel widerlich und unausstehlich werden, fehlt es denn freilich auch hier nicht.

Der Nachlaß Karl Barthels entspricht dem Bilde geistiger Dürftigkeit, das er von jeher liefert. Er besteht aus: „Gleichnißandachten,“ die wir kurzweg als konfus bezeichnen wollen, aus Gedichten, denen alle und jede Originalität mangelt, aus Anklängen und Aphorismen, aus einer biographischen Skizze: Thomas von Kempen, aus Briefen und Predigten endlich, die für die Parteilgenossen Barthels vielleicht von Werth sind, von deren Vortrefflichkeit wir uns indeß nicht überzeugen konnten.

Wir haben es schon einmal ausgesprochen, daß wir es nicht fassen können, daß aus solchem Streben, wie es sich in diesem Buche offenbart, nur ein Fünkchen Gutes und Edles erwachsen möge. Man nehme es nun an, wie man sonst will: wir werden fortfahren, mit der größten Schonungslosigkeit die Pest der Frömmerei und des Gefangengebens aller Vernunft und Freiheit zu bekämpfen. Wir halten es für unsere Pflicht!

R. R.

Fenilletou.

Beitschwingen.

Eine Aufführung von Ifflands Mündeln.

Bei dem vor kurzem erfolgten Schluß des alten Mannheimer Theaters wurde in dankbarer Erinnerung auch dessen gedacht, welcher den Ruf desselben begründete: Ifflands. Den letzten Abend in den alten Räumen füllte ein Prolog und die Aufführung des Ifflandschen Schauspiels: „Die Mündel. Am Abend vorher war Schillers „Fiesko“ gegeben worden.

Julius Sturm. Von diesem jungen Poeten, der sich durch seine „Gedichte“ und seine „frommen Lieder“ einen Verehrerkreis erworben, erschien in diesen Tagen bei F. A. Brockhaus in Leipzig ein elegant ausgestattetes Bändchen: „Zwei Rosen oder das hohe Lied der Liebe.“ Julius Sturm ist eine tief innerliche Natur, eben zu tief innerlich und wahr, um den pietistischen Sängern des Tags verglichen oder gar zugezählt werden zu können. Wir bedauern allerdings darum nicht weniger, daß er sich einer Richtung anschließt, welche als ausgelebt und überwunden betrachtet werden muß, und welche auch durch Talente wie das seinige weder wahrhaft erweckt noch gefördert werden kann. Sehen wir von diesen auch bei Sturms neuestem Werke anwendbaren Betrachtungen ab, so verdient der Dichter gewiß alle und jede Empfehlung.

Gedichte von Eduard Kauffer. Eduard Kauffer, von dem wir unsern Lesern manches sinnige Lied brachten, hat soeben Gedichte: „Aus der Lausitz“ erscheinen lassen. Es dürfte dies wohl die letzte Gabe sein, welche er spendet; durch Verhältnisse genöthigt, hat der Dichter den Entschluß gefaßt, eine neue Heimat jenseit des Oceans zu suchen.

Alte Bilder in neuen Rahmen von M. Solitaire. Unser trefflicher Mitarbeiter M. Solitaire (Woldemar Nürnberger), von dem wir einige originelle, geistreiche Erzählungen in nächster Zeit bringen werden, beabsichtigt unter obigem Titel ein Werk, welches auf seinen Reisen in Piemont, Wallis, Südfrankreich und Algier entstanden ist, im Laufe dieses Sommers erscheinen zu lassen.

Ein zweites Schweizermusikfest. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ berichtet: „Ein zweites großes Musikfest der Schweiz wird in Sitten stattfinden. Richard Wagner leitet die großen Musikaufführungen und Methiesel, Direktor in Bern, die Oratorien.“

Der Sonnwendhof in Leipzig. Am 25. März wurde S. Rosenthals neues Drama: „Der Sonnwendhof“ (nicht, wie irrtümlich in der vorigen Nummer angegeben war „der Sonnwendabend“) hier aufgeführt. Der Beifall, welchen das „Volkschauspiel“ prädicirte Produkt fand, war ein reiches, höhern Anforderungen vermag es nicht zu genügen.

Es steht im allgemeinen wenig über den Birch-pfeifferschen Stücken und wird diejenigen, welche nach „Gabriele von Prey“ behaupteten, der Dichter der „Deborah“ habe sich bereits ausgeschrieben, nicht sehr auf andere Gedanken bringen.

Compositionsflut. Der Cölner Männergesangverein soll mit Einsendungen von Compositionen für seine zweite Reise nach London wahrhaft überschwemmt werden. Um diese alle dort singen zu können, müßte er einen Zeitraum von einigen Jahren benutzen. — Bedeutende Einsendungen indessen sind von Reiffiger in Dresden und von Meißfessel in Braunschweig gemacht. —

Zeichen der Zeit. Daß der Pietismus von heute sehr verschieden von dem vor fünfzig Jahren auftritt, daß die früher demokratische Frömmerei jetzt eine aristokratische geworden und in den hohen und höchsten Kreisen Anhängerenschaft findet, dürfte allbekannt sein. Man ist es aber interessant zu sehen, wie viel Muth die neue „Reformation“ des Glaubens und der Sitte im Fortlauf gewonnen hat. Trat sie anfangs nur schüchtern und bescheiden, mit den Worten der Bergpredigt vor uns, so hat sich das gar schnell zum: „Ich bin der Fels“ u. geändert, gar kein Hehl wird daraus gemacht, daß mit Hülfe des Christenthums, oder vielmehr dessen, was von den frommen Herren Christenthum genannt wird, die von Vernunft und Wissenschaft glücklich beseitigten Standesvorurtheile wiederhergestellt werden sollen. Es offenbart sich das in allen nur erdenklichen Vorkommnissen. Während auf der einen Seite die christliche Demuth mit Androhung der höllischen Strafen gepredigt wird, sind auf der andern die Diener der christlichen Liebe selbst bemüht, den beschränkten Hochmuth mit dem (allerdings oft sehr dünnen) Holze ihres Glaubens zu nähren. Ist es doch in einigen deutschen Städten so weit gekommen, daß allgemeinsame religiöse Handlungen — wir nennen beispielsweise die Confirmation — schon separat und für die Aparten apart vollzogen werden. Wie gesagt, es sind das anscheinend Kleinigkeiten, es lehrt aber erkennen, daß das letzte Ziel der innern Mission wo ganz anders zu suchen ist, als bei der Kräftigung des christlichen Sinnes und Gemüthes.

Französische und englische Literatur. Der erste Band von Arago's „sämmlichen Werken“ mit der Vorrede von Alexander von Humboldt ist soeben erschienen. Der greise Chansonnier Béranger wird noch einmal die Feder rühren und zwar zu einer Biographie des berühmten Lamennais, des edeln Freundes von Georges Sand, der vor kurzem verschieden. Auch die neuerdings in Paris erscheinenden „Contemporains“ bringen eine solche. — Charles Dickens (Boz) veröffentlicht

in seiner Zeitschrift „Household“ vom neunundzwanzigsten März an einen Roman, der in fünf Monaten beendigt sein wird.

Lustspiele. Von Breslau aus hören wir, daß daselbst ein Lustspiel: „Bitt und Bor“ des genialen Rudolph Gottschall in Vorbereitung ist. Wir müssen gestehen, daß wir äußerst begierig sind, wie sich Gottschalls großartige, aber bisher immer dem Tragischen zugewendete Begabung auf dem Felde des Lustspiels ausnehmen wird. Gustav Freytags „Journalisten“ sind in den letzten Wochen im Buchhandel erschienen. Arnold Schloenbach hat vor kurzem ein historisches, zweiaktiges Lustspiel: „Diplomatische Noten“ geschrieben.

Dresdner Hofbühne. Auf der Dresdner Hofbühne ging Ende Februar seit längerer Zeit wiederum einmal Schillers „Don Carlos“ über die Bretter, in welchem Emil Devrient durch sein hinreißend schönes Spiel (als Marquis Posa) und einen herrlichen Genuß gewährte und dafür stürmischen Beifall erntete. Eben so enthusiastisch ward derselbe vor einigen Wochen als „Wilhelm Tell“ aufgenommen, in welcher Rolle er zum ersten Male auftrat. — Dagegen ging Raupach's neu einstudirte Tragödie „König Enzo“ trotz der sehr gelungenen Aufführung ziemlich theilnahmlos vorüber. „Immer zu Hause“ ein einaktiges neues Lustspiel, frei nach dem Französischen von Grandjean, hatte es nur der trefflichen komischen Darstellungsweise des Herrn Käder zu verdanken, wenn es einen einigermaßen günstigen Eindruck machte. — Mosenthals neues Drama „der Sonnenwendhof“ hat auch hier den Erwartungen, welche man von demselben hegte, nur zum Theil entsprochen. — Vor einigen Tagen gastirte Frau Stolte von Hoftheater zu Cassel als „Maria Stuart;“ doch hatte sich diese Künstlerin trotz ihres anerkennungswerthen Strebens und bei allem Kraftaufwand in dieser Rolle keines besondern Beifalls zu erfreuen, um so mehr, als das Dresdner Publikum dieselbe von einer Tragödin ersten Ranges durchgeführt zu sehen gewohnt ist. — Von Opernaufführungen erwähnen wir zunächst Auber's „Maurer“, in welchem ein Fräulein Vestri als „Irene“ seinen ersten theatralischen Versuch machte, der zu Gunsten der begabten jungen Künstlerin ausfiel. Frä. Zenngraff fand im „Don Juan“ als Herline entschiedenen Beifall. In „Norma“ debüirte ein junger Bassist Herr Eulers vom Conservatorium zu Mailand als „Drovisi“, jedoch mit wenig Glück. Mozarts „Idomeneus“ wurde uns wiederholt vorgeführt. Webers lange vorenthaltener „Oberon“, welcher bereits auf dem Repertoire stand, konnte eingetretener Hinternisse wegen leider nicht gegeben werden. Am ersten dieses Monats fand in Hoftheater ein großes Concert statt, in welchem unter andern

der dritte Theil von Haydns „Schöpfung“ aufgeführt ward, und bei welchem sich auch Frau Goldschmidt-Lind betheiligte. —

Webers Opern. Webers Curyanthe ist jetzt eben in Berlin neu aufgeführt worden. Wenn wir nicht ganz irren, fand diese Aufführung mit zu Gunsten der in Genf lebenden, erblindeten Dichterin des Terres Helmine v. Chezy statt. In Wien ist der „Freischütz“ am Hofopertheater nach einer ziemlich langen Kaste gegeben worden.

Flotows Matrosen und Rubezahl. Die „Matrosen“ Flotows (die man in Berlin mit dem Witzwort: Flotow befindet sich nun in seinem eigentlichen Element, dem Wasser, kurz zu kritisiren suchte,) haben sogar in Wien, wo die gedankenlose Musik zu Hause, keinen besondern Erfolg gehabt. Besser ist es Flotows neuester Oper, dem „Rubezahl“, in Cassel ergangen sein. Cassel für Berlin bleibt freilich ein schlechter Fauch.

Tyroler Poeten. Tyrol, das seither in der Literatur wenig selbstständig austrat, hat neuerdings zwei Poeten hervorgebracht: Ignaz Vincenz Zingerle und Adolf Bichler, von denen besonders der letztere zu großen Hoffnungen berechtigt. Es ist in ihm eine frische und klare Geisteslebendigkeit, die wahrhaft wohlthut im Vergleich zu so vielen Erfindungen der neuen und neuesten Zeit. Die treffliche Zeitschrift Tyrols, der Innsbrucker „Bösnir“ (von Zingerle herausgegeben) ist leider eingegangen, ohne daß an eine Wiederaufstehung vor der Hand zu denken ist.

Eine neue amerikanische Kunstreise. Jenny Lind, die schwedische Nachtigall, deren Gesang das Publikum einiger deutschen Städte neuerdings wieder in Ekstase versetzte, beabsichtigt — einen zweiten Ausflug nach Amerika diesmal mit einem eigens von ihr engagirten Orchester und ohne den väterlichen Schutz des Herrn Phineas T. Barnum.

Leipziger Musik. Händel's Oratorium „Israel in Aegypten“ soll bei dem am Charfreitag in Leipzig stattfindenden Kirchenconcert zur Aufführung gelangen. Im vorigen Jahre wurde bekanntlich die große Passionsmusik Johann Sebastian Bachs aufgeführt. — Für das demnächst stattfindende Armenconcert steht Robert Schumanns „Paradies und Peri“ bevor, ein Genuß, der diesmal leider mit schmerzlichen Empfindungen verknüpft sein muß. — Im letzten der nun beendeten Gewandhausconcerte gelangte eine Ouvertüre zu Hamlet von Concertmeister Joachim in Hannover unter eigener Leitung des Componisten zur Aufführung. Bei aller Achtung, die man dem Talent des Componisten zollen mußte, ließ sich nicht verhehlen, daß das Werk keinen allzugünstigen Eindruck machte.

Vermischtes.

Eine Berliner Stadtgeschichte. Ein hochgestellter Beamter in Berlin wurde neulich Abends fast von sämmtlichen bedeutenden Berliner Candidaten mit dem außerlesensten Kuchen förmlich überschüttet. Die Klingel war fortwährend in Bewegung, und der eine brachte Baumkuchen, der andre eine Nusstorte, der dritte Mandelstorten dar. Ueberall hatte ein junger Mensch diese Delicateessen bestellt und bei der Bestellung jedesmal nicht unerhebliche Quantitäten Pfannkuchen und Sprizkuchen vorweg entnommen, welche angeblich bei einem Familienfeste zum Frühstück dienen sollten und dann mit auf Rechnung gesetzt waren. Der junge Mensch hatte sich überall so treuhertzig und geschickt benommen, daß man ihm geglaubt hatte, zumal er überall mit Packeten beladen erschienen war. Die Polizei ermittelte den Betrüger sehr bald in der Person eines entlaufenen Bedienten, welcher sich in solcher Weise eine ganze Woche lang blos mit Pfann- und Sprizkuchen ernährt hatte. Derselbe hatte das Manöver noch an andern Orten verübt und dadurch noch andre komische Situationen herbeigeführt. Im ganzen liegen siebzehn solcher Betrugsfälle vor.

Zur Beachtung der Theater. Franz Liszt sagt in einem in der Brendel'schen Musikzeitschrift soeben abgedruckten bedeutamen Aufsatz über „Webers Curyranthe“ unter anderm: „Wenn man das Wesen mancher Dinge näher ins Auge faßt und ihren Gang beobachtet, so wird man bald finden, daß es Vortheile giebt, die sich eben nur als Consequenzen, als Resultate erzielen lassen, und die denjenigen entgehen, welche ausschließlich und direkt darauf aus sind, sie zu erringen. Und so ist es mit den Geldvortheilen in Sachen der Kunst beschaffen. Um sie zu erwerben, muß man sich nicht einzig und zuerst mit ihnen befassen. Ein Kunstinstitut kann der Kunst nicht entziehen. Vergebens haucht man nach Wirkungen, wenn man die Ursachen vernachlässigt. Die Kunst ist das fruchtbringende Samen Korn, welches man säen muß, will man anders eine ergiebige Ernte erzielen. Sehen wir doch zu, wo wir ein Kunstinstitut finden, welches große Vortheile errungen hätte, ohne zuerst einen gerechtfertigten Ruf und dann daraus erwachsenden Gewinn auf wahrhafte Verdienste um die Kunst zu gründen? Aber nur zu oft geschah es, wenn die Kunst Geld gebracht hatte, daß man sie verjagte, um das goldne Kalb an ihre Stelle zu setzen, und nur zu oft haben Kunstinstitute von ihren ehemaligen Verdiensten weitergelebt, ohne ein anderes Verdienst den früheren zuzufügen, als das der Charlatanerie oder der Verhargie. Die Erfahrung beweist jedoch, daß solche moralische Auslöschungsprozesse nach dem Verlauf einer gewissen Zeit den materiellen Untergang nothwendig im Gefolge haben.“

Dichterberufungen. Während König Ludwig von Baiern sich als Mäcen der Malerei und Plastik auszeichnete, wendet sein Sohn Max seine königliche Gunst der Literatur und Poesie zu. Den bedeutungsvollen Berufungen Emanuel Geibels und Moriz Carrieres nach München sind neuerdings zwei andere, die Paul Heyse's (Dichter der „Urica“ und der „Brüder“) und die des Mirza Schaffy-Dichters Friedrich Bodenstedt gefolgt. Wie wir vernehmen, sind beide Poeten mit einem bedeutenden Jahrgelohle aber ohne einen offiziellen Charakter berufen worden. — Auch die Ertheilung eines kürzlich neuerrichteten Ordens für Civilverdienst unter andern an Karl Simrock, Liebig u. zeigt, wie sehr der König das wahre Verdienst zu schätzen versteht.

Eine Menderung. Daß von den gegenwärtigen Kriegsgerüchten und Zukunftsbesürchtungen Wissenschaft und Kunst stark beeinträchtigt werden, liegt klar am Tage. Es ist in dieser Beziehung ein keineswegs erfreulicher Zeitfortschritt erfolgt. Ein guter Theil von Schillers und Göthes bester Thätigkeit fiel bekanntlich in die Kriege zwischen dem deutschen Reich und den Franzosen, aber im Innern des Reichs ging eben alles ungestört seinen Gang. Jetzt freilich reicht fast allein die gespenstliche Furcht vor der Möglichkeit eines Krieges hin, um im fernsten Winkel das Interesse allem andern ab und den telegraphischen Depeschen der Zeitungen zuzuwenden.

Ein Curiosum. Friedrich Gerstäcker erzählt in dem vor kurzen erschienenen fünften Bande seiner Reisen,* daß ihm auf seiner Fahrt um die Welt der Paß einmal weniger visirt worden sei, als auf einer, kurz nach der Heimkehr erfolgten, Hin- und Rückreise von Leipzig nach Wien.

Die neuen Clipper-Schiffe. Die Fortschritte, welche während der letzten Jahre im Schiffbau gemacht wurden, sind in der That staunenswerth. Daß Dampfer, welche zwischen Europa und Amerika fahren, den Tag und nahezu auch die Stunde der Ankunft einhalten, bestreuet heute gar nicht mehr; aber ein gleiches geschieht auch auf weitem Fahrten. Ein Fahrzeug der englischen allgemeinen Schraubendampfer-Gesellschaft, die „Argo“, fuhr von Liverpool nach Sydney in Australien in 64 Tagen, und kam von dort Mitte Octobers genau in eben so viel Tagen und auf demselben Wege wieder zurück. Die „Victoria“ und noch ein anderer Schraubendampfer

*) Wir benutzen die Gelegenheit, Gerstäcker's mit diesem fünften (Java und die Heimkehr enthaltenden) Bande geschlossenes Werk unsern Lesern warm zu empfehlen.

hatten zu derselben Reise 64 Tage gebraucht. Nun aber will das Segel seine alte Bedeutung wieder gewinnen und dem Dampf den Vorrang streitig machen. Der vielgenannte Clipper „Sovereign of the Seas“ machte im Lauf des verfloßenen Sommers die Fahrt von New-York nach Liverpool in 13 Tagen und 19 Stunden; er fuhr an einzelnen Tagen 344, 340 und 307 Seemeilen, was weit mehr ist, als vor zehn Jahren Dampfer zu leisten vermochten. Durch die steigende Wichtigkeit Californiens und Australiens sind die Clipper in hohe Gunst gekommen. Man baut sie bis zu einer kolossalen Größe, und die Amerikaner wollen sie, die ächten und rechten Dankeschiffe, als die besten Fahrzeuge gepriesen wissen. Jeder neue Clipper ist kolossaler als sein Vorgänger, seitdem man sich überzeugt haben will, daß ein Schiff um so besser den Stürmen, namentlich jenen am Cap Horn, Trost bieten könne, je länger und breiter es sei. Es fragt sich indeß, ob die Clipper die so rasch erwerbene Gunst sich auch erhalten können. Sachverständige und Kaufleute machen schon allerlei Bedenken geltend. Man hat erfahren, daß manche Clipper leck springen; ja man bürdet schon der ganzen Classe diese schlimme Eigenschaft auf. Sie seien zu lang, zu schmal und zu schwach, in stürmischem Wetter stoßen sie kurz und winden sich gleichsam, und da die fortbewegende Kraft nicht wie bei den Dampfern unter dem Schiff oder an dessen Seite ist, so nutzen sie sich sehr rasch ab, und zwar in solchem Grad, daß man bezweifelt, ob auch der bestgebaute Clipper länger als fünf Jahre seefähig bleibe. Es ist ausgemacht, daß die Clipper ihre Waaren in Californien wie in Australien oft beschädigt abliefern, und sie müssen deshalb auch höhere Assurance zahlen; die Versicherer verlangen von einem neuen Clipper eine höhere Prämie als von einem alten Wallfischfahrer.

Briefkasten.

Dem anonymen Einsender der Erweiterung auf mein Gedicht „Dann“ freundlichen Dank! — Herrn E. J. in Magdeburg. Nur ein ganz eigenthümlicher Umstand hält mich bis heute ab, Ihnen zu schreiben. Es geschieht nicht in den nächsten Tagen. — Herrn L. R. in Würzburg. Erhalten? — Fr. A. L. in Dresden. Das Angedante würde unter selbstverständlichen Voraussetzungen stets willkommen sein. — Herrn E. M. in Halle. Sie erhalten in den nächsten Tagen einen Brief von uns. — Herrn J. G. in Dresden. Ich bin mit Ihrer Auffassung einverstanden. Ich bitte Sie aber; nie diejenige Mäßigung außer Augen zu lassen, welche wir unumstößlich fest halten müssen. Nur dem absolut Verderblichen gegenüber kann auch diese Rücksicht fallen. —

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hinz. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.